

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 15 (1937-1938)

Heft: 8

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XV. Jahrgang, Heft 8 — Januar 1938

Preis der Einzelnummer Fr. —.50

Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

Lappalie

Lieber Fridolin!

Schon der alte Theodor Storm wußte es: „Bedenk es wohl, eh du sie taufst: bedeutsam sind die Namen. So schickt für Mädchen Elsbeth sich, Elisabeth für Damen. Auch fing sich oft ein Freier schon, dem Fischlein gleich am Hamen, an einem ambraduftigen, klanghaften Mädchennamen.“

Diese vortreffliche Introdution findet sich in dem ebenso vortrefflichen Essay „Wie Mädchen heißen“ von Eugenie Schwarzwald. Die Dame ist Dr. phil. und hat Humor und ein gutes Herz, was übrigens ein Pleonasmus ist. Ich meine: Humor und ein gutes Herz. Und da sie Wienerin ist, mag es ein doppelter Pleonasmus sein, wie das Lied vom gold'nen Weaner Humor beweist. Das andere ist der Radetzky marsch; aber das gehört nicht hieher. Was hieher gehört: ich will ihr schreiben. Liebe Frau Doktor, will ich ihr schreiben; es ist erwiesen, daß die Namengebung, insbesondere wenn die äußere Erscheinung ihr widerspricht, schicksalhaft ist. Es ist im weiteren zuzugeben, daß dies für Mädchen respektive Damen mehr zutrifft als für unser Geschlecht. Aber — und das werde ich mit Rotstift unterstreichen — auch auf uns kann ein Name wie ein Schicksal lasten. Denn

ich heiße Fritz. Sowohl auf der Taufurkunde als auch im Dienstbüchlein und somit von Rechts wegen. Ich hätte also Anspruch darauf, so genannt zu werden. Fritz, das ist kurz und bündig und nicht ohne eine gewisse Volkstümlichkeit, weshalb denn auch jener Friedrich der alte Fritz genannt wurde; Sie erinnern sich? Der Friedrich in ihm hat das zwar vielleicht nicht sonderlich gern gehört, wie es ja auch nicht jeder Adolf schätzen würde, wenn man ihn plötzlich Dölfi hieße. Wie aber hätte der Preußenkönig getobt, wenn er zu einem Fridolin geworden wäre. Stellen Sie sich vor: Fridolin der Große! Ich zucke resigniert die Achseln; aber man nennt mich so. Ohne Prädikat vorderhand; ohne jenes, meine ich. Einfach Fridolin.

Fridolin zu heißen, ist an sich schon eine Tragödie. Da wird mir auch mein Namensvetter, der vornehmlich in die Neue Zürcher Zeitung und in die Basler Nachrichten schreibt, zustimmen. Man denkt dabei irgendwie an die Schlacht bei Näfels oder an die Gertrud Schoop oder die eingegangene Kinderzeitschrift mit den farbigen Helgen. Fridolin klingt wie Eusebius, und das haben Frauen, die etwas auf sich geben, nicht gern. Frauen lieben musikalische Namen wie etwa Carlos oder Giovanni oder das männliche Peter, und im Kreis 7 wollen die Damen sogar durch England erobert werden, weshalb die Jünglinge dort fast durchwegs Charly, Jack und Johnny heißen.

Aber Fridolin! Ich weiß nicht, ich weiß nicht. So etwas hört sich wie ein besserer Diminutiv an und weckt höchstens Muttergefühle.

Apropos: ich habe dies an andern Orten und auch schon hier einmal gesagt. Und auch das habe ich seinerzeit schriftlich und unter dem Strich und verschiedentlich mündlich geäußert: daß ich nicht jener Fridolin sei, der in die Zeitung schreibe. Womit ich das Dementi ein letztes Mal und hoch-offiziell wiederhole: ich bin ihn nicht.

Aber zugegeben, ich schreibe auch. Ich schreibe Neujahrskarten und herzliche Grüße aus Bienne und anderswo, sofern ich dort bin. Ich schreibe ab; und ich schreibe ab und zu Lappalien, was — Ihr dürft mir's glauben — nicht immer eine Bagatelle ist. Früher schrieb ich sogar Verse, in Jamben und Trochäen und meistens im Frühling. Es war viel Lyrisches drinnen, glaube ich, und in Deutschland Verbotenes. Aber auch die Bolschewiki, um auch dies zu sagen, hatten keine rechte Freude dran. Nur meine Freundin. Im übrigen findet sie Carducci besser; Carducci, G  raldy und Erich K  stner. An mir liebt sie mehr das Kalligraphische und so. Worauf ich anfang, mit der Lyrik aufzuhören.

Sie aber, Fridolin — nicht wahr, aus Basel?, wenn ich recht berichtet bin —, Sie fangen an. In Prosa sozusagen. Sie schrieben Reportagen   bers Schaufrisieren und über Autorennen und Menschen im Hotel. Sie schrieben über ein Konzert mit Tante Lina und über ein geschenktes Feuerzeug. Und einmal schrieben Sie, daß Sie in eine Bar gegangen seien, worauf ich Ihnen prompt, als Fridolin zwei, erwiderte, daß ich in keine Bar gegangen sei. Ich mußte dies schon meines Leumunds wegen tun. Sie aber schrieben weiter. Im „Föhn“ und in der NZZ. Von Skikanonen und vom Catch-as-catch-can und, mit Verlaub, nicht immer    la Polgar, wie es Ihr Ziel sein mochte. Aber immerhin.

Und währenddessen dementierte ich. Ich sei nicht Sie. Ich sei möglicherweise und h  chstensfalls Ihr stilistisches Double; und ich bat die Autogramm-

Uni-Ball 11. Februar 1938

jäger und -amazonen, dies englisch auszusprechen. Ich sei noch harmloser, und ich sei, so wahr ich bin, nicht jener Fridolin. Ich sei der Fritz.

Ach Gott, hieß es jeweilen jovial, das kenne man; teils K  nstlerstolz, teils angeborene Scheu. Und ein semmelblonder Germanist mit feinem Sensorium für die Syntax, wie er meinte, zitierte Hebbel und sprach von der Keuschheit der J  nglingsseele. Ich muß Ihnen beichten, Herr Fridolin: zuzeiten waren Sie mir nicht sonderlich sympathisch. Verstehen Sie mich recht! Ich bin ja quasi auch ein Mensch. Ich nehme Ehrungen gerne entgegen, wo ich glaube, sie verdient zu haben. Ich erteile sogar Autogramme; auch an Damen, wenn es sein muß. Beständig aber Plagiator wider willen zu sein; nein, Fridolin, das habe ich wahrhaftig nicht verdient; denn sehen Sie: es war nicht immer Gold, was da und dort vom Fridolin erschienen ist, wiewohl man sagen kann, daß auch ein gutes Silber seinen Wert besitzt. Für ein gewisses Leichtmetall jedoch — was ich auch mir schon hinters Ohr und unter diesen Strich geschrieben habe — zahlt man auch hierzulande wenig. Oder schöner und nach Theokrit: Auch Jupiter schickt manchmal Sonnenschein, und manchmal schickt er Regen.

Indem ich hoffe, daß Ihnen noch manches von der Sonne des Humors beschienene Aperçu gelingen möge, und ich fürderhin nicht mehr die Ehre haben werde, als Verfasser Ihrer Feuilletons zu gelten, bin ich

Ihr freundlich gr   bender, gesetzlich gesch  tzter

Fritz Tschudi v/o Fridolin.

FACKELZUG FÜR PROF. KARRER.

Die Studentenschaft der Universität Zürich hat am 20. Dezember 1937 den jüngsten schweizerischen Nobelpreisträger für Chemie, Prof. Dr. Paul Karrer, mit einem Fackelzug geehrt. Dem Wunsche vieler Leser des „Zürcher Studenten“ nachkommend, ist es der Redaktion eine angenehme und dankbare Pflicht, die zu Anlaß dieser eindrucklichen Feier gehaltenen Worte von Herrn Werner Bachmann, Präsident der Studentenschaft, und die Ansprache des hochgeschätzten Dozenten unserer Alma mater an die versammelte akademische Jugend nachfolgend wiederzugeben.

Hochverehrter Herr Professor,
Liebe Kommilitoninnen,
Liebe Kommilitonen!

Mitten in der dunklen Jahreszeit haben wir uns aufgemacht, um zu nächtlicher Stunde mit unsern Fackeln Licht zu bringen an diese Stätte. Auf dem Boden unserer Hochschulen haben wir es entfacht, um es erstrahlen zu lassen vor diesem stillen Hause der Arbeit. Was wollen wir damit bekunden?

Sehr geehrter Herr Professor! Das Feuer, das wir Ihnen von der Universität hieher getragen haben, soll ein Symbol des Dankes sein für die Kraft, die Sie aus diesem Hause an unsere Universität bringen und dort in Ihrer unermüdlichen Arbeit als Forscher und Lehrer für das Gedeihen der Wissenschaft einsetzen. Wir freuen uns, daß Ihnen durch die Verleihung des Nobelpreises eine würdige Anerkennung Ihrer großen Leistungen zuteil wurde. Wir gratulieren Ihnen von ganzem Herzen zu diesem bedeutenden Ereignis. Mit diesen Worten des Dankes und der hohen Anerkennung Ihrer wissenschaftlichen Arbeit übergebe ich Ihnen im Namen der Studentenschaft der Universität Zürich diesen, unsern Fackelzug.

Liebe Kommilitonen!

Die ersten, welche mir zum Nobelpreis ihre Glückwünsche entgegenbrachten, waren die Studierenden, und diejenigen, welche heute das Ende der ganzen Nobelfeiern beschließen, sind wieder Sie, die studierende Jugend. So fühlte ich mich während all diesen ereignisreichen, bewegten Tagen stets von dem Interesse und der Sympathie meiner Schüler umgeben; diese Teilnahme hat mich herzlich gefreut.

Sie haben mir heute die höchste akademische Ehrung erwiesen, welche die akademische Jugend der Alma mater und ihren Professoren darbringen kann. Haben Sie herzlichen, tiefempfundenen Dank für den schönen, eindrucksvollen Fackelzug, der sich geisterhaft in der Winternacht durch die Gäßchen und Straßen des Zürichbergs hinaufwand und nun in lodernden Flammen vor meinen Augen steht. Diese Flammen sind die Schrift, mit der die akademische Jugend ihre Gefühle gegenüber der Hochschule und gegenüber ihren Lehrern zum Ausdruck bringt; sie sind der Ausdruck einer Begeisterung, wie sie das Vorrecht der Jugend ist; sie sind aber auch das Symbol der Reinheit, der Kraft und des pulsierenden Lebens, jener Eigenschaften, die im Herzen jedes echten jungen Akademikers ihr Dasein haben.

Zum schönen Gelingen des heutigen Abends hat auch der Studentengesangverein viel beigetragen. Für die schönen Lieder, mit denen er uns soeben erfreute, rufe ich ihm und seinem Dirigenten, Herrn Lavater, ein herzliches „danke“ zu. Der Studentengesangverein hat innerhalb der Kommilitonen eine große Aufgabe: die Herzen mit Frohmut und mit heiterem Glück zu erfüllen. Auch mich haben Ihre Lieder sehr erfreut und mir Bilder aus meiner eigenen Studentenzeit vor die Augen gezaubert.

Die Nobelpreise werden heute in der ganzen Welt nicht nur von intellektuellen Kreisen, sondern von einem großen Teil des Volkes mitgefeiert. Das muß eine tiefere Ursache haben. Ich glaube, der Grund dafür liegt darin, daß diese Preise für Dinge gegeben werden, die im Empfinden des Volkes zu den höchsten und heiligsten gehören: für die Wissenschaft, für die Poesie und für den Frieden. Durch die hochherzige Stiftung, die Alfred Nobel der Menschheit hinterlassen hat, wollte dieser Großindustrielle wohl seiner Überzeugung Ausdruck geben, daß die wahren Güter des Lebens Wissenschaft, Poesie und Friede sind. Von einem anderen Großindustriellen, von Ernest Solvay, stammt das Wort: die Wahrheit wird die Wissenschaft sein, oder es wird überhaupt keine Wahrheit geben; und das andere: die Gesellschaft ist unter Androhung ihres Untergangs zur Gerechtigkeit verurteilt.

Welchem dieser Ideale folgt unsere Generation noch nach? Der Friede ist schon lange aus dieser zerrissenen Welt verschwunden, die Gerechtigkeit ebenso. Die Poesie zieht sich in die hintersten Täler zurück und überläßt das Feld der streitenden Feder. Es bleibt die Wissenschaft, die unbestritten eine große Entwicklung hinter sich hat. Aber auch sie, die ja immer nur Selbstzweck sein kann, sucht der Mensch zu entweihen, indem er sie zu einer Zweckwissenschaft erniedrigen will. Den Schutz dieser bedrängten Ideale, des Friedens, der Gerechtigkeit, der Poesie und der Wissenschaft, hat die Nobelstiftung übernommen, indem sie deren Verfechter — und manchmal auch deren Märtyrer — auszeichnet. Das sichert ihr die Zustimmung des überwiegenden Teils der Menschheit.

Ihre Generation, meine lieben jungen Freunde, wird bald die unsrige ablösen, Sie werden bald an unsere Stelle treten. Lassen Sie sich dann die Ideale, von denen ich eben gesprochen habe, den Frieden, die Gerechtigkeit, die Poesie und die Wissenschaft nicht rauben, und fügen Sie diesen noch zwei weitere hinzu: die innere und die äußere Freiheit und die Güte gegenüber den Mitmenschen. Dann ist mir nicht bange, daß Sie Ihr eigenes Glück finden werden und daß sich dieses Glück auch auf unser liebes Vaterland ausbreiten wird.

Heute gelten meine herzlichen Wünsche Ihnen, der jungen Generation, und unserem Vaterland.

Lassen Sie uns zusammen ein Hoch auf unsere Alma mater Turicensis und auf unser Vaterland ausbringen!

AN PROF. KARRER.

I.

Wenn große Ereignisse geschehen, hängen die Zeitungsverkäufer eine weiße Tafel vor ihre Journale. In fetten Buchstaben heben sich die Schlagzeilen aus der Masse des Geschriebenen hervor, und die lakonischen Sätze haben fast etwas Tönendes an sich in ihrer gedrängten Wucht. Solche Sätze vermögen sogar ein Straßenbild zu verändern. In die flutende Menge kommt eine nervöse Stockung, als sei ein Lebendiges unter die Räder der Trambahn gekommen, als hätte jemand grell geschrien. Man wittert das Unheimliche, und es ist wie

ein Sausen in den Ohren. Daher mag es auch kommen, daß uns diese Tafeln wie Todesanzeigen entgegenstarren; eine kalte schwarze Schrift auf weißem Grund. Oft genug stehen denn auch Kreuze hinter illustren Namen. (Diesmal nicht.) Es ist etwas zum Schrei Erstarrtes um sie. Es ist das worthaft gewordene Menschenleid. Fast immer.

Doch diesmal nicht.

II.

Auf dem bewegten Platze, da ich Ihren Namen las, lag eine Handvoll winterliche Sonne, ein letztes Schimmern vor der frühen Dämmerung. Das gab dem Ort etwas Ruhiges und Heiteres ohnehin, und das alte Jahr trotzte dem Kalender; es wehte jene feuchtwarme Luft, die aus den Äckern zu kommen scheint und uns an den ersten Trieb gemahnt, an die zagen Schlüsselblumen und an den März. Der Zeitungsverkäufer bot schläfrig seine Ware feil und wies manchmal mit dem Kopf auf den ausgehängten Zettel hin, murmelte wohl auch gelegentlich Ihren Namen und sog dazwischen an der Pfeife. O nein, er übertat sich nicht. Man konnte es ja, wenn man wollte, lesen: Prof. Karrer aus Zürich Nobelpreisträger. Das stand ja schließlich da, ganz schlicht und ohne Ausrufzeichen. Das brauchte ja den guten Mann nicht weiter aufzuregen, so etwas. Jedoch dann kam die Konkurrenz, und das war ein junger Bursche, und der rief Ihren Namen hell über den Platz als sänge er. Und lächelte dazu, der Gauner. Schon nach kurzer Zeit hatte er ein hübsches Bündel seiner Zeitungen los. Dem Alten war das sichtlich zuwider; das mußte auch ein Blinder sehen. Aber dann klopfte er die Pfeife aus und rief auch seinerseits Ihren Namen in die Menge und fügte, des Jüngern Wortschatz überbietend, in Kantilenen bei, daß Sie ein Hiesiger seien und ein Nobelpreisträger. So erklang denn zu abendlicher Stunde ein streitbares Duett über ein heiteres Thema mit Variationen, und sowohl der Tenor als auch der Bariton durften mit ihren Geschäften zufrieden sein.

Der Leser aber? Aha, ein Zürcher, dachte der und war irgendwie stolz und freudig und tat etwas wichtig auch und so, als käme ihm ein nicht zu unterschätzendes Verdienst zu. So

Die hiesigen Buchhandlungen halten sich den Herren Studierenden der Zürcher Hochschulen zur Deckung ihres Bedarfs an

Büchern

angelegentlichst empfohlen. Gegen Ausweis wird auf dem Einkauf für den eigenen Gebrauch die vereinbarte Vergünstigung gewährt. **Der Buchhändlerverein Zürich.**

Ueber die neuesten Konstruktionen der Gasapparate sowie deren Anwendung können Sie sich jederzeit im Demonstrationslokal des Gaswerkes Zürich, Werdmühlestr. 10, orientieren lassen. Tel. Anmeldung erwünscht. Telephon 32.603

Instrumentarien für Studierende der Zahnheilkunde

erhältlich zu kulantesten
Bedingungen bei

PRODENTINA A. G.

DENTAL-DEPOT

St. Annahof
St. Annagasse 6

ZÜRICH

G. MOSER + Schulheftfabrik

vorm. A. STÖCKLI
HIRSCHENGRABEN 3

Ringbücher, Einlageblätter, Klemm- und
Ablegemappen, Kolleghefte, Blocks etc.

RESTAURANT FLÜHGASSE

Selbstgepflegte Weine. Jeden Samstag und Sonntag selbstgebackene
Wähen und Bauernbrot. Höflich empfiehlt sich HCH. UNHOLZ

Ihr Leben
versichert

KURT ZUPPINGER

Büro: Asystr. 12, Zürich 7, Tel. 24.556

Spezialhaus
für Präzisions-Uhren
und Bijouterie
zu vorzuziehenden Preisen

Gewissenhafte Reparaturen

Armstutz - Eugster

Uhrmacher Goldschmied

Weinbergstrasse 15, d. Kurio Capiro

A. Hiltl
Diätrestaurant
Sihlstr. 28

empfiehlt seine erstklassige
vegetarische Küche. Eigene
Konditorei. Im I. Stock ele-
ganter, heimeliger Teerraum

buchbinderei
heintr. brunner, zürich 6

universitätsstrasse 1, tel. 44.949

einbinden, einrahmen, aufziehen
von plänen etc.

Brüngger Plattenstr. 28
Phönixhaus
Früchte • Delikatessen



General-
vertretung

Aug. Baggenstos • Zürich 1

*Photo-
Peyer*

Feinste
Portraits jeden Genres
ZÜRICH, Bahnhofstrasse 106

REITINSTITUT

Bes.: **H. WEISS**, Zürichbergstr. 10
(Nähe Hochschulen) Telefon 26.338

Pensionsstallung • Erstklassige Mietpferde für
Damen, Herren und Offiziere • Preisermäßigung
für Studenten und Schüler

„SONNENBÜHL“

wie man einem Fremden eine heimatliche Landschaft zeigt. So ähnlich etwa. Das las sich wie eine gewonnene Schlacht oder wie ein Fußballsieg sogar. Das las der pensionierte Trämmer und die Tippmamsell fast ebenso gespannt wie der Student, und Ihr Name bekam auf jenem Platz, der mählich in die Dämmerung fiel, einen mystischen Klang. Ein stiller, ehrfurchtsvoll geräuspelter Beifall ging durch die Quartiere links und rechts der Suhl.

Es ist keine frenetische Ovation. Es ist der ungesehene, ungehörte Dank der Stadt mit ihren Mietkasernen und Villen und Baracken an ihren großen Bürger. Es ist das Spontane und Einmalige. Was nachher kommt, ist Schuldigkeit.

III.

Später erschien Ihr Bild in allen Zeitschriften. Die Schuldigkeit begann. Man sah Sie am Arbeitstisch, im Kreise der Familie, auf Bergwanderungen, im Laboratorium; im Werkkleid und im Frack. Immer der schmale Gelehrtenkopf mit den kühl blickenden Augen, immer das leise, feine Lächeln um den Mund, seltener das Lachen, nie die Pose. Ein stiller Mensch, mitten in den Trubel der Öffentlichkeit gerissen. Ein Name, der mit einem Schlag in aller Welt Mund war. Eine gefeierte Berühmtheit über Nacht. Man las, daß Ihnen auf Grund Ihrer Forschungen auf dem Gebiete der Pflanzenfarbstoffe und Vitamine der Nobelpreis 1938 für Chemie zur Hälfte zugesprochen wurde. Man las das und war stolz auf Sie, als Akademiker und Schweizer, und als Zürcher Student im besonderen. Sie aber, Herr Professor, Sie dachten ans Werk. Der Geruch der Säuren und Laugen, die Dampfschwaden der zischenden und brodelnden Geheimnisse, die Wandtafel und magischen Kreidezeichen, die lehrende, lernende, forschende Arbeit war Ihnen lieber als Parkett und Logen und Katheder der festlichen Säle. Sie dankten bescheiden und wünschten die Stille zurück. Ihr Stolz war das Werk.

IV.

Wir saßen uns gegenüber. Ein kleiner Arbeitsraum; schmucklos, spartanisch, fürs Wesentliche bestimmt und ohne jede dekorative Unordnung, die Übermaß an Arbeit und das

eitle Keinezeithaben vortäuschen soll. Überdies war es ein klirrend kalter Jännermorgen; das winzige Öfelchen vermochte kaum, dem Zimmer Wärme zu geben. Es roch auch hier, wenn meine Laiennase mich nicht trog, ein wenig nach Schwefelwasserstoff und nach warmem Metall.

O ja, sagten Sie, Stockholm war schön; ach, es war alles schön; aber es hat viel Zeit in Anspruch genommen. („Es“, der Nobelpreis.) Ich habe viel nachzuholen.

Immer wieder kamen Sie auf die Arbeit zurück. Sie sahen bleich aus.

Wie sagt Goethe? — Genie ist Fleiß. Jawohl, Fleiß vor allem, fast nur Fleiß. Das andere, der Drittel oder Fünftel oder Zehntel Inspiration, Talent, Schöpferkraft oder wie wir es nennen wollen, wächst nur im Fleiß aus. Im Verkümmern lastet der Fluch.

Ihr Blick war stark und unverkümmert. Es lag etwas Faszinierendes in ihm, etwas, das durch alles hindurch sieht. Im scheinbaren Widerspruch dazu die Stimme, leise, wägend, zum Horchen zwingend; wohl mit Absicht: zum Denken zwingend! Auch sie im ganzen voll Kraft, wenn auch verhalten.

Beim Abschied, lächelnd: Machen Sie es kurz über mich. Ich habe so viele Ehrungen erfahren dürfen. Ich danke Ihnen allen. Vor allem Ihnen, den Studenten.

Sie gaben mir die Hand.

F. T.

SKEPSIS AM RECHT.

Man erwarte keine juristische Belehrung. Der Jurist, der sich seiner Liebe zu seiner Wissenschaft sicher weiß, möge weiterblättern, ohne zu lesen. Er halte sich an „bewährte Lehre und Überlieferung“. Er soll sich nicht kümmern um den Don Quichotte, der hier seine Attacken reitet. Die Windmühlen werden ohnehin stärker sein ...

Der Student, wenn er den Tempel der Wissenschaft betritt, freut sich auf sein Studium, wie sich der Jäger auf neue und reiche Jagdgründe freut. Er ist nun endlich frei, sein Handwerk gründlich zu besorgen. Die Schule hat ihm von allem, was Wissenschaft ist, nur einen Vorgeschmack gegeben. Auf Grund dieses genossenen Vorgeschmacks hat man ihn für reif erklärt;

was sonderbar genug ist. Wahrscheinlich wollte man ihn nur zum Ausreifen würdig befinden. Sei dem, wie ihm wolle, der Student, begierig auf volle Erkenntnis, befreit von allem Zwang zu Halbheiten, dringt ein in das Jagdgebiet seiner Fakultät.

Er ist nicht schon nach den ersten wenigen Schritten enttäuscht. Noch ist er nicht so weit, daß er vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht. Dazu braucht es einige Semester „Hören“ vor fleißigen Professoren, einige Versenkung in mit ebenso unendlichem Fleiß kompilierte Schmöker . . . Aber dann weiß er es: unheimlich ist des Stoffes Fülle. Volle Erkenntnis wollte er haben? Hier stößt er nicht einmal zur halben vor. Zu geschäftig, mit allzu vollen Eimern gießt man die hohe Gelehrsamkeit über sein armes Haupt. Er kann davon nicht zur Besinnung kommen.

Ja, gibt es da denn kein Entrinnen? Weiß er nicht um das hohe Gut der Lernfreiheit? Ist er denn gezwungen, sich gleich mit allen Wassern waschen zu lassen? Kann er denn nicht hingehen und sagen: Ei, hier ist ein guter Quell, an dem will ich mich laben. Nein, meine Freunde, das darf er nicht tun. Denn am nicht sehr fernen Horizonte zeigen sich dräuend Wolken: sie künden von Examen, bestimmt, zu zeugen davon, daß man geschluckt, auch was einem nicht schmeckte . . . Überall dort, wo man nicht aus Liebe zur Sache lernt, wo man für das Examen büffelt oder für den Beruf, zeigt sich die Lernfreiheit fragwürdig. Sie erschwert dem Studenten seine Aufgabe. Es braucht kein Liebhaber der ausgetretenen Pfade zu sein, wer es vorzöge, durch das Dickicht der vielen Pflichtfächer nach festem Plan geführt und hin und wieder durch ein Zwischenexamen sanft angetrieben zu werden. Gewissenhafte Studenten, wird man einwenden, werden sich frühzeitig auch den Fächern widmen, die sie mit Widerwillen erfüllen. Doch ein gutes Examengewissen ist eine seltene und nicht durchwegs erfreuliche Gabe.

Die Zweifel des wahren Skeptikers richten sich aber nicht bloß gegen die Methoden des Rechtsstudiums, sie werden auch den Gegenstand selber nicht verschonen.

Hielt da 1848 ein Berliner Staatsanwalt, J. H. von Kirchmann, einen Vortrag „Über die Wertlosigkeit der Jurisprudenz

als Wissenschaft“. Daraus stammt der inzwischen berühmt gewordene Satz: „Ein Federstrich des Gesetzgebers und Bibliotheken werden Makulatur.“ Leben wir nicht heute wieder in einer Zeit, ganz dazu angetan, diesem Worte von neuem Berechtigung zu geben, in einer Zeit der Federstriche? Wozu dann der blendende Scharfsinn, die wundgeschriebenen Finger, wozu all der Schweiß der Edlen? Man darf nicht einmal behaupten, daß dann wenigstens in der vergangenen Zeit eine hohe Mission ihre Erfüllung gefunden habe, daß der Gerechtigkeit ebene Wege geschaffen worden seien. Man muß im Gegenteil glauben, daß die emsigen Interpretierer ihr nur allzuoft einen Knebel zwischen die Füße geworfen. Denn die Gerechtigkeit liebt nicht das Zwangsgewand des Gesetzes, und sie bequemt sich nicht zur Systematik. Auch wird sie nicht in dem Staate am reinsten und vollsten zur Entfaltung kommen, in welchem sich dauernd eine Unzahl von Richtern, Advokaten und Gelehrten mit ihr zu schaffen machen. Weiß uns doch schon Plato zu sagen: „Nehmen aber in einem Staate Zügellosigkeit und Krankheit überhand, so tun sich viele Gerichtshöfe und viele Krankenhäuser auf. Rechtskunde und Heilkunde kommen zu Ehren . . . Ist es etwa nicht schimpflich und nicht ein vollgültiger Beweis von Unerzogenheit, wenn man sich von anderen Menschen, von Fürsten oder Richtern, Gerechtigkeit herheiholen und diese dann in Anwendung bringen muß, weil man selber keine Gerechtigkeit besitzt?“ (Der Staat. 3. Buch XX—XXI.)

Lassen wir, zu gutem Ende, noch zwei aus vergangener Zeit der Juristerei ihre Schmeicheleien sagen:

Goethe (als Advokat in Frankfurt):

„Nachdem sich die verhüllte, tiefe Rechtsgelehrsamkeit lange Zeit in Geburtsschmerzen gekrümmt, springen ein paar lächerliche Mäuse von Kompendiendefinitionen hervor und zeugen von ihrer Mutter. Sie mögen laufen. Denn es bleibt eine praktisch begründete Wahrheit, daß die Handlungen der Menschen sich nicht nach steifen Definitionen und Distinktionen fügen.“

Und in einem Brief an seine Schwester am 12. Oktober 1767 beklagt er sich: „Die guten Studia, die ich studiere, machen mich auch manchmal dumm. Die Pandekten haben mein Ge-

dächtnis dieses halbe Jahr her geplagt, und ich habe wahrlich nichts sonderlich behalten.“ Was Wunder, daß er später im „Faust“ seinem ehrlichen Zorn freie Bahn gemacht:

„Zur Rechtsgelehrsamkeit kann ich mich nicht bequemen.“

„Ich kann es Euch so sehr nicht übel nehmen, . . .“

Überschäumender noch Heine, dem es vor allem das römische Recht und sein damaliger Verherrlicher, Savigny, angetan:

„Savigny ein Römer? Nein, ein Bedienter des römischen Geistes, un valet du romanisme.“ (Ged. und Einfälle.)

Und in den Memoiren: „Ich vergeudete drei schöne, blühende Lebensjahre durch das Studium der römischen Kasuistik, der Jurisprudenz, dieser illiberalsten Wissenschaft. Welch ein fürchterliches Buch ist das Corpus Iuris, die Bibel des Egoismus!“ Dann wieder in der Harzreise beim Auszug aus Göttingen:

„Auf der Chaussee wehte frische Morgenluft, und die Vögel sangen gar freudig, und auch mir wurde allmählich wieder frisch und freudig zumute. Eine solche Erquickung tat not. Ich war die letzte Zeit nicht aus dem Pandektenstall herausgekommen, römische Kasuisten hatten mir den Geist wie mit einem grauen Spinnweb überzogen, mein Herz war wie eingeklemmt zwischen den eisernen Paragraphen selbstsüchtiger Rechtssysteme, beständig klang es mir noch in den Ohren wie „Tribonian, Justinian, Hermogenian und Dummerjahn“, und ein zärtliches Liebespaar, das unter einem Baume saß, hielt ich gar für eine Korpus-juris-Ausgabe mit verschlungenen Händen“ . . .

H. M.

STEIGENDE FLUT.

Bei allen Kiosken und im Lesesaal im Stockargut sehen wir ein illustriertes Heft mit dem Titel „Steigende Flut“.

Dieses Heft ist bis jetzt in acht Sprachen erschienen, in der Schweiz in je 40 000 deutschen und französischen Exemplaren. Es zeigt die heutige Situation der Welt und gibt Antwort auf ihre und unsere Probleme. Einige Auszüge mögen näher auf den Inhalt der 50 Seiten hinweisen:

Jedermann möchte, daß der andere sich ändere.

Jedes Volk möchte, daß die andern Völker sich ändern.

Doch ein jeder wartet darauf, daß der andere den Anfang macht.

Die folgenden Seiten zeigen eine steigende Flut von Männern und Frauen, die überzeugt sind, daß man bei sich selbst beginnen muß, wenn man für die heutige Not eine Lösung finden will. (S. 11.)

Prof. Arth. Norval, Mitglied des südafrikanischen Amtes für Gewerbe und Industrie sagt: Ich begann, die Geburt einer neuen südafrikanischen Nation zu sehen, einer Nation, die Raum hat für Engländer und Buren — einer Nation, die zum gottgeführten Treuhänder der Eingeborenen wird und ihre Bestimmung findet im Zusammenschmieden der verschiedenen Volksgruppen. (S. 14.)

Diese Mannschaft junger Skifahrer in St. Moritz hat noch ein höheres Ziel als Rekorde und sportliche Freuden. Die Berge mit ihrer herrlichen Luft und Sonne sind für sie nicht nur ein Ort körperlicher Erholung und Stärkung, sondern auch eine der Schweiz gegebene Möglichkeit, Menschen zu geistiger Erneuerung zu führen. (S. 17.)

„Die Oxford-Gruppe bedeutet einen Wendepunkt in der Geschichte Norwegens. Sie kam im entscheidenden Augenblick mit der richtigen Antwort.“ Vier Professoren der Universität von Oslo schrieben dies im Januar 1935 in „The Spectator“. (S. 16.)

Das Leben eines Volkes hängt ab vom Leben des Einzelnen, zu Hause und im Beruf, bei der Arbeit und beim Vergnügen. Wenn sich der Einzelne ziellos treiben läßt, verliert auch das Volk seine Bestimmung und seine Würde.

Hier sind Menschen, die, durchdrungen von einer leidenschaftlichen Liebe für ihr Land, den Abenteuergeist des Krieges im Frieden verwirklichen. Ihre große Vaterlandsliebe gibt jeder alltäglichen Handlung ihren höheren Sinn.

Sie bilden eine Front, die nichts duldet, was dem nationalen Leben schaden kann. Mutig und verantwortungsbewußt stehen sie zusammen, um Gottes Plan für ihr Land auszuführen — ein Volk, das aus dem inneren Frieden heraus zum Friedensbringer wird in der Völkerwelt. (S. 20/21.)

Streikunruhen sind verhindert oder aufgehalten worden, industrielle Konflikte hören auf, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen macht der Zusammenarbeit Platz, weil Menschen, die durch ihre Begegnung mit der Oxford-Gruppe umgewandelt worden sind, ihren Beruf unter Gottes Führung in den Dienst des Landes stellen. (S. 23.)

Was Ärzte sagen:

Ungefähr ein Drittel der kranken Menschen leiden an funktionellen Störungen infolge moralischen und geistigen Versagens. Auf Grund eigener Erfahrungen bin ich überzeugt, daß der Ausweg in der Botschaft der Oxford-Gruppe liegt.

Meine Behauptungen beruhen auf der Tatsache, daß ich überraschende Fortschritte im Gesundheitszustande von Menschen gesehen habe, die seelisches Versagen, wie Angst, Neid, Verkrampfung, überwinden konnten. Dr. L. T. Swaim, Boston. (S. 40.)

... Die Medizin der Zukunft wird sich nicht damit begnügen, Diagnosen zu stellen und Krankheiten zu heilen; sie wird den Menschen helfen, die Fehler ihrer Lebensweise zu erkennen, die diese Krankheiten verursachen, und sie zu beheben, indem sie lernen, auf Gott zu horchen. Dr. Tournier, Genf. (S. 40.)

Dr. Michel Souriau, Professor der philosophischen Fakultät in Nancy, sagt: Das Denken, das zum Selbstzweck wird, trennt die Intellektuellen von den übrigen Menschen. Das Denken, das zu Gott und zu den andern offen ist, verbindet sie mit ihren nationalen und menschlichen Aufgaben. (S. 23.)

Die Völker brauchen Menschen, die aus einer persönlichen Begegnung mit Gott ihr Land mit brennenden Herzen lieben und so die größte Revolution aller Zeiten herbeiführen: Die Umwandlung der Welt durch die Tat des Glaubens. (S. 27.)

Es wäre noch vieles von diesem Heft und den Leuten der „Steigenden Flut“ zu berichten. — Auch an unseren Zürcher Hochschulen gibt es solche Menschen, Professoren und Studierende, die sich ganz dafür einsetzen, unser Land unter die Herrschaft Gottes zu bringen.

B. Zingg, jur.

HERZENSHÖFLICHKEIT.

Wenn Höflichkeit des Herzens eine allgemeine und weitverbreitete Sache wäre, so brauchte die Menschheit nicht jenen Paravent, den man gute Manieren, den man feine Lebensart, den man ordentliche Kinderstube nennt. Aber diese Art Höflichkeit ist so selten, wie der Durchgang der Venus.

Trotzdem wissen wir alle, daß es sie gibt. Wir haben von ihr gehört, wir sind ihr persönlich begegnet, wir haben sie selbst geübt oder wenigstens gefühlt, und vor allen Dingen haben wir sie bei den Dichtern gefunden. In den Wahlverwandtschaften heißt es: „Es gibt eine Höflichkeit des Herzens; sie ist der Liebe verwandt, und ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußeren Betragens.“

Also wer die hat, der hat ausgesorgt. Er braucht nicht zu wissen, wie man sich benimmt, was man spricht, was man verschweigt. Er tut, was sein Herz ihm gebietet, und siehe da, alles

ist richtig. Solche Menschen haben wir schon alle getroffen. Wer hat nicht einmal erlebt, daß eine Taktlosigkeit, in Gesellschaft begangen oder ausgesprochen, plötzlich durch ein heiteres Wort, ja auch nur durch ein Lächeln in ihr Gegenteil gewandelt wurde? Herzenshöflichkeit kann — wie jeder weiß — darin liegen, was wir sagen, was wir verschweigen, in einer Handbewegung, einer sanften Berührung, in einer Bewegung, in einer Verbeugung, in einem Blick, im Wegschauen, in der Trauer über eigene Unzulänglichkeit, in der Bewunderung fremder Größe. Wir finden sie häufiger bei fühlenden als bei denkenden Menschen, öfter bei einfachen, als bei sogenannten Gebildeten; am häufigsten bei Kindern. Diese werden traurig, wenn um sie herum Trauer herrscht, sie geraten in übermütige Stimmung, wenn ihre Umwelt froh ist. Sie schleichen gespenstisch umher, wenn sie merken, daß sie überflüssig sind. Sie reichen plötzlich einem wildfremden Menschen, der ihre Anteilnahme erweckt hat, die Hand, während sie sich standhaft weigern, die Tante Aurelie zu küssen. Diese bringt ihnen zwar öfters Schokolade mit, aber dann spricht sie immer so schlecht von anderen Leuten, und das hören die Kinder nicht gern. Ihre Herzenshöflichkeit ist eben nichts anderes als ein aufrichtiges Verhalten, das aus einem wohlwollenden, gerechten und zärtlichen Gemüt fließt.

Wir alle kennen Personen, Begebenheiten, Vorfälle, die wir als herzenshöflich empfinden. Gilt es aber, Beispiele dafür aus seinem Gedächtnis emporsteigen zu lassen, so zeigt es sich, daß das gar nicht so einfach ist. Was weiß ein Mensch vom anderen? Wie will man Gefühle abgrenzen? Jene Tat der Herzenshöflichkeit, die ich gerade preisen will, ist sie nicht vielleicht mehr Liebe oder Freundschaft? Beruht sie nicht etwa auf Mitleid oder Schonung? Wie kann ich erkennen, ob nicht Eitelkeit, nicht Ehrgeiz, nicht Gefallsucht, nicht schlechtes Gewissen die Triebfeder ist? Oder auch nur Weltklugheit. Denn es ist ja sicher das Klügste, was man tun kann, wahrhaft herzenshöflich zu sein. Wer das ist, verschafft sich Sympathie, Hilfeleistung, Lebenswärme, vermeidet Streit und Unfrieden, peinliche Vorkommnisse und erspart sich schlaflose Nächte. Deshalb hat man oft Gelegenheit, Höflichkeit aus Klugheit zu sehen. Wenn man eine

Stadt in der französischen Schweiz mit dem Auto durchfährt und bei der Einfahrt auf einem Wegweiser groß angeschrieben liest: „Attention aux enfants!“ und bei der Ausfahrt aus der Stadt einem ein überlebensgroßes „Merci!“ nachwinkt, so ist man gerührt und fühlt sich dieser Stadt verbunden, die einem so ohne weiteres glaubt, daß man ihre Kinder wirklich in acht genommen hat, und sich außerdem noch die Mühe gibt, dafür zu danken. Das ist eine Stadt, die es versteht, den Fremdenverkehr zu fördern. Auch kluge Geschäftsleute begreifen manchmal diese Art von Vorteil. Da gibt es in Wien einen großen Wirkwarenbetrieb, an dessen Eingangstor man von zwei Tafeln begrüßt wird. Auf der einen steht: „Der Chef dieses Hauses ist jederzeit und für jedermann zu sprechen.“ Auf der anderen: „Der Besuch von Agenten und Vertretern ist uns hochwillkommen, denn sie sind die Seele des Geschäftes.“ Wann ist jemals ein Agent so empfangen worden? Dieser Kaufmann verdient es, auch in Krisenzeiten glänzende Geschäfte zu machen.

Noch viele solcher Grenzfälle habe ich mir von allen Seiten besehen und sie als unbrauchbar zurücklegen müssen, da sie von Eigennutz nicht ganz frei waren, was durchaus zur Sache gehört. Dann sind mir endlich doch zwei eingefallen; diese will ich hier erzählen.

Die erste Geschichte spielt in Köln, und ihr Held ist der achtjährige Volksschüler Konrad Müller. Eines Morgens sieht er (zum erstenmal mit Bewußtsein) an dem Hause, in dem seine Eltern wohnen, die bekannte Tafel: „Betteln und Hausieren verboten.“ Das findet er verletzend für die armen Leute, die an dem Hause vorüberkommen. Er geht nach oben, schreibt mit großer Mühe einen Zettel und klebt ihn mit Leim unter das Schildchen. Jetzt steht da zu lesen: „Betteln und Hausieren verboten, außer bei Familie Müller, 4. Stock, Türe 17.“

Die zweite Geschichte, die vielleicht hierher gehört, ist altbekannt: Goethe, der mit einem Freunde spazieren geht, erblickt ein Liebespaar, das ohnehin in Weimar im Gerede ist, in unmißverständlicher Haltung. „Sehen Sie?“ sagt der Begleiter zu Goethe triumphierend, weil dieser jenem Tratsch bisher immer ungläubig gegenüberstand. Und Goethe darauf: „Ja, ich sehe es, aber ich glaube es nicht.“ Dr. phil. Eugenie Schwarzwald

PANNE AUF DEM MEERESGRUND.

Georges ist Schweizer Konsultssekretär in einer der gottverlassensten Städte an der Küste Westafrikas. Tagsüber sitzt er an seinem Schreibtisch aus einheimischem Edelholz, hat im Rücken eine erfrischende Schweizer Schneelandschaft in Plakatform und vor sich den Ventilator und die schwarze Liste derer, die trotz wiederholter Mahnung noch immer die Militärersatzsteuer ausstehen haben. Aber weder Militär- noch Schnee-Ersatz vermögen auf die Dauer das Leben eines aufrechten Afrika-Schweizers zu füllen. Durch die offene Tür wallen Schwaden weißglühender Steppenluft. Im gelben Sande, der aus dem Asphalt quillt, scharrt ein verirrter Schakal. Das Leben wäre verflucht eintönig, wenn Georges es nicht am Schopf fassen und den Umständen entsprechend zurechthauen würde.

Er hat in seiner Freizeit schon die verrücktesten Dinge unternommen, war an schönen Sonntagen auf Haifischfang oder hat in echter Hochgebirgsausrüstung den höchsten und zerklüftesten Affenbrodbaum der Halbinsel erklommen. Aber dann kam die größte aller Leidenschaften: das Autofahren.

Nicht daß Georges sich nun ans Steuer setzen und im 100-km-Tempo über spiegelglatte Straßen flitzen würde. Das wäre beileibe keine Heldentat. Nein, Georges' antiquarischer Ford taucht überall dort auf, wo die Fährte alles andere als spiegelglatt ist und Gefahren gleich lüsternen Hyänen lauern: auf fast unzugänglichen Basaltfelsen, handbreit vom Abgrund entfernt, oder bis über die Achsen in ein junges Erdnußfeld vergraben, umzingelt von einer zähnefletschenden Horde halbnackter Pflanze.

Wieder einmal bringt der Abendwind das vertraute Gehepe, und mit der Würde eines Paschas präsentiert mir Georges zwei reizende junge Argentinierinnen. Sie kichern ahnungslos und bespiegeln sich mit der Innenseite ihrer Puderboxen. Da hat vor knapp einer halben Stunde der „Augustus“ im Hafen Anker geworfen, und die beiden Geschöpfe sind ihrer Tante Monica ausgerissen, um auf eigene Faust Afrika zu erforschen, soweit dies die paar Stunden Aufenthalt erlauben. O mörderisches Los! Da sind sie denn Georges in die Garne gelaufen, und um Afrikas Ansichtskartenlächeln ist es geschehen. Denn

Georges, der Naturbursche, liebt nicht das Tanzparkett der Uferstraße, das bei einem harmlosen Filaodickicht in ein noch harmloseres Kannibalendorf mündet, wo es Whisky, einen altersschwachen Löwen und für Erwachsene einen Bauchtanz gibt. Georges liebt den Rausch der Tropennacht, den tauscheren Himmel mit den Ritzwunden der Sternschnuppen, die Glockenschläge der Kröten in den Oasen.

„Gibt es denn hier Löwen?“ fragt man neugierig.

„Ja, aber sie fressen aus der Hand, und die Nacht verbringen sie in Käfigen. Man nennt den Ort, wo solche Käfige ihr Unwesen treiben, auch Zoologischen Garten.“

Enttäuschung auf der ganzen Linie.

„Aber ich zeige Ihnen etwas Schöneres“, fährt Georges ermutigend fort, „Krabben und Haifische.“

Die Nacht wölbt sich wie eine große schwarze Kuppel über die Erde. Das Leben ist nur noch ein leises Aufflackern, das Zirpen einer Grille, der schwermütige Blick eines ruhenden Dromedars. Aber jenseits der struppigen, zu Gebirgen erstarrten Dünen tobt die See in ewiger Unruhe. Die Strohütten des Fischerdorfes sind wie große Bienenkörbe und stehen als starre schwarze Gespenster vor dem zischenden Weiß der Brandung. Am Strande liegen die Barken, und ihre langen, spitzen Schnäbel bohren dunkle Löcher ins silberhelle Firmament.

Ein Aufschrei des Entsetzens: Der Wagen gleitet lautlos von der Straße auf den Strand bis hart an die heranstürmenden Wogen und schießt wie ein Pfeil durch die Dämpfe der Brandung ins Leere.

„Keine Angst, meine Damen!“ schreit Georges aus dem Getöse, „wir sind kein Unterseeboot; wir imitieren bloß Florida. Hier befinden Sie sich auf der schönsten Autorennbahn der Welt. Sie ist dreihundert Kilometer lang. Wir begnügen uns aber heute mit einem Zehntel der Gesamtstrecke.“

Aus dem Sprühregen der Wogen schälen sich große behörnte Köpfe: Eine Ochsenherde sucht Kühlung nahe der Brandung. Riesenhafte Haie verenden im Sand. Sie finden nicht Zeit zum Verwesen. Kindskopfgroße Krabben kriechen zu Tausenden aus Sandverstecken und knabbern gierig am Nachtmahl, das ihnen das Meer zugeworfen hat.

„Einst war dies auch der Leibsport der Neger“, brüllt Georges, „aber sie suchten sich fettere Braten.“

Er deutet auf ein schwarzes Ungetüm, dessen Umrisse sich immer schärfer vor dem hellen Silber der sich wild überpurzelnden Wogen abzeichnen. Ein Wrack, eine trostlose Masse alten Eisens. Die Brandung nagt an seinem rostigen Leib, und um die Totenfinger seiner Maste flattern schläfrige Möwen wie Fetzen eines Leichentuches.

„Dem Kapitän eines mit dem Hirsestampfer auf den Schädel, dem ‚Augustus‘ der Chiantibauch geleert, und Tante Monica als rosiger Ferkellersatz am Spieß gebraten. Lecker ist das Seemannslos . . . “

Georges bleiben die Worte in der Gurgel stecken: Eine schreckliche Veränderung geht mit der schönsten Autorennbahn der Welt vor. Der Sand, der betonierte Parkett war, legt sich in mächtige Falten. Der antiquarische Ford hopst, als sei er hinter einem fliegenden Fisch her. Das Gelände wird abschüssig, und da rutschen wir hinab in ein gähnendes, schwarzes Loch, als Beute eines gefräßigen Meerungeheuers. Schon fühlen wir den Speichel des Sagentieres, der sich als klebriger, salziger Überzug auf die Haut legt, und tief wühlt sich der Kühler in das weiche Fleisch des Riesengaumens.

„Schuhe und Strümpfe ab und ausgestiegen“, kommandiert Georges.

Unter unseren Füßen ist ein weiches Geknirsche wie von einem Meer verfilzter Wolle. Da und dort fühlt man den glitschigen Leib einer Seezunge. Auf feuchten Höhlungen flimmert es wie tausend ersterbende Glühwürmchen. Das Wrack steht hoch über uns und ist ein gespenstisches Grinsen aus der Finsternis, in der unsichtbar das Meer rollt. Der erste Wellenschlag der hereinbrechenden Flut würde die Sandbank im Sturme nehmen und uns sanft unter sich begraben. Denn wir befinden uns auf verbotenem Boden, im Machtbereich des Meeres, im von der Ebbe trocken gelegten Seetang. Knapp drei Stunden trennen uns noch von der Flut, und in knapp zwei Stunden wird auch der „Augustus“ die Anker lichten.

Georges ist guter Dinge: „Im Notfalle wird sich Tante Monica entschließen müssen, zum Seelenheil der beiden Nichten

vierzehn Tage lang auf dieser öden Halbinsel Wohnung zu nehmen. Wirklich reibungsloser Anschluß: In vierzehn Tagen fährt der ‚Conte Grande‘.“

Im Handgemenge mit der Gefahr entfaltet sich Georges' Lebensfreude zu schrulligem Pathos. Aus dem Autokoffer zaubert er unsere Rettungsaktion. Jeder bekommt eine Schaufel in die Hand gedrückt. Einige Notlichter erhellen den Kampfplatz, und mit Fiebereifer geht es an die Ausgrabung des antiquarischen Ford, der sich im Seetang verfangen hat wie eine Mücke im Spinnennetz. Bei jedem Spatenstich funkeln die Leuchtalgen. Heiße Joddämpfe steigen aus den Filzpolstern des Meerbodens. Im Schlunde der mondlosen Nacht geistern Blitze. Auf der Sandbank hockt das Totenschiff. Kleine Seufzer winden sich aus der Tiefe seiner verrosteten Lungen und markieren in ächzendem Stumpfsinn den Rhythmus der Brandung.

Eine Stimme bricht aus dem Dunkeln: „Der Herr über das Dorf Yoff bietet euch Hilfe. Bezahl ihm vierhundert gute Francs, und seine Untertanen ziehen euch aus dem Pot-o-poto (Seetang).“

Am Rande der Grube flattert ein dünner weißer Bart. Er gehört offensichtlich dem Herrn über Yoff. Richtig, jetzt unterscheidet man auch das Gefolge. Träge Gestalten kauern vor dem Nachthimmel. Ihre Hälse sind nach der Art ruhender Aasgeier in den Schultern vergraben.

„Zum Teufel mit euch Leichenfledderern!“ brüllt Georges, „wir sind keine Schiffbrüchigen! Wir sind Sportsleute. Freiwillige vor! Jedem fünf Francs in bar.“

Der Bart gibt Zeichen eisiger Ablehnung. Die Gestalten versteinern. Ein afrikanisches Dorf, dessen kräftige Söhne die Muskelarbeiter der Weißen sind, genießt voll Haltung den seltenen Anblick: Vier aus der vornehmen Kaste der Befehlenden rackern sich ab, daß der Schweiß spritzt und die Sehnen knacken!

Wir bauen eine Ausfallstraße aus Brettern, Hängematten und eingestampftem Sand. Nach unsäglichen Anstrengungen glückt das Unternehmen: Der Wagen hält die Piste und kommt schnaubend aufs Trockene gekrochen.

Das Totenschiff entschwindet hinter einer Wand aus

zischenden Dämpfen. Ein mächtiges Stöhnen bleibt zurück und ertrinkt im Höllendonner der Sturzwelle. Das filzige Loch ist vom Erdboden ausgetilgt. An seiner Stelle tobt die See als sprudelnder Gischt und tanzt mit den Überresten unserer Ausfallstraße.

Im Hafen liegt noch immer der „Augustus“. Aus seinen vierzigtausend Tonnen kommt ein Sirenengeheul der Entrüstung. Die Docks sind in Aufruhr. Bewaffnete Polizisten leuchten hinter die aufgestapelten Erdnüsse, die als gigantische Gebirge den Hafen einfassen. Tante Monica hängt über Bord und ist eine schwarze Gewitterwolke, aus der Verwünschungen prasseln.

Da stiehlt sich irgendwo ein Auto durch die Dunkelheit. Es ist grün bekleckst und verbreitet Joddüfte. Ein Motorboot hustet durch die Nacht und hat furchtbare Eile, am Riesenleib des „Augustus“ anzulegen.

Die beiden Nichten sehen aus wie zwei mit Grünspan überzogene Meerjungfrauen. Sie tun als hätten sie die letzten Tage von Pompeji miterlebt und sind voll Erzählerfreude. Aber Tante Monica ist noch stundenlang schwefliges Wetterleuchten.

„Mit zwei Negerlummeln auf und davon!“ wehklagt sie. „Was werden eure Schweizer Verwandten dazu sagen?! Natürlich! Unsere beiden Pampas-Fruchtchen! Merkt euch eines: Unser Reiseziel, die Schweiz, ist ein Land voll Zucht und Anstand. Da gibt es keine aufdringlichen Bengels, die ...“

„Tante Monica“, flötet das Duett der Nichten dazwischen, „die beiden ‚Negerlummel‘ waren Schweizer!“ **Fred Birmann.**

JURISTEN-SKITOUR.

Das erfreuliche Resultat der diesbezüglichen Rundfrage vom vergangenen Dezember veranlaßt uns, im Januar oder Februar eine Skitour für die Studierenden unserer Fakultät durchzuführen.

Datum, Ziel und alle Details werden nach eingehenden Besprechungen mit Sachverständigen so bald als möglich am Fakultätsbrett angeschlagen.

Wir nehmen auch sehr gerne Anregungen entgegen.

Für den Ausschuß der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät:

B. Zingg. A. Spieß.

TISCHTENNISCLUB AKADEMIKER.

Kommilitoninnen, Kommilitonen!

Ihr habt doch sicher alle schon einmal Pingpong gespielt. Meist auf einem womöglich ovalen Eßzimmertisch, ohne Auslauf, bei schlechter Beleuchtung, und die Hauptanstrengung bestand darin, die Bälle mittels eines Besenstiels unter dem Büfett hervorzulocken.

Wollt Ihr nicht einmal versuchen, auf einem richtigen Pingpong-tisch zu spielen? Wollt Ihr Euch nicht messen mit denen, die da behaupten, Pingpong sei ein Sport und kein Gesellschaftsspiel? Kommt doch einmal an einen unserer Spielabende: Jeden Dienstag und Donnerstag, von 21—23 Uhr, im Studentenheim. Wenn Ihr dann Klubmitglieder geworden seid, könnt Ihr sogar jeden Abend Tische, Netz und Schläger an der Garderobe verlangen und „inoffiziell“ ein Stündchen spielen. Der Semesterbeitrag ist nur Fr. 2.—.

Obwohl unser Klub erst in seinem zweiten Spieljahr steht, hat er bereits letztes Jahr in der Ostschweizerischen Regionalmeisterschaft einen ehrenvollen zweiten Platz belegt, und auch dieses Jahr scheinen sich unsere Kämpen wacker zu halten. Auch in den zahlreich stattfindenden Turnieren (an denen nur teilnehmen kann, wer einem Klub angehört) konnten unsere Spieler schon mehrere Erfolge buchen. Die Schaffung von drei Spielklassen ermöglicht auch dem schwächeren Spieler, Turnier Erfahrung zu sammeln. Darum keine falsche Scham! Wir erwarten Euch an den nächsten Spielabenden im Studentenheim.

Der Vorstand des TTCA.

UNIVERSITÄT.

Promotionen.

Die Doktorwürde wurde im Monat Dezember 1937, gestützt auf die abgelegte Prüfung und die nachfolgend bezeichnete Dissertation, verliehen:

Von der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät:

a) Doktor beider Rechte.

Beerli, Albert, von und in Lommis (Kt. Thurgau): „Die markenunfähigen Warenzeichen.“

Egli, Arnold R., Dipl.-Ing., von und in Zürich: „Die rechtliche Behandlung der Kombinations-, Abhängigen- und Pioniererfindung nach deutschem und schweizerischem Recht.“

Hauser, Markus, von Russikon (Kt. Zürich) und Trasadingen (Kt. Schaffh.): „Der Kampf Irregulärer im Kriegsrecht (Artikel 1 und 2 der Landkriegsordnung 1907).“

Homburger, Richard, von und in Karlsruhe (Deutschland): „Beiträge zur Frage der erweiterten Eigentumsvorbehalte. Ein Vergleich zwischen schweizerischem und deutschem Eigentumsvorbehaltsrecht.“

Mahler, Walter, von Thalwil (Kt. Zürich) und Parpan (Kt. Graubünden): „Spionage und ihre strafrechtliche Bekämpfung im schweizerischen Recht.“

- Meyer, Hermine Herta, von Berlin: „Das Eherecht unter dem Gesichtspunkt der Gleichberechtigung von Mann und Frau.“
- Moor, Ernst, von Steinmaur (Kt. Zürich), in Meilen: „Die Unterhaltspflicht des Kantons Zürich gegenüber der zürcherischen reformierten Landeskirche; Allgemeiner Teil.“
- Schläpfer, Max J., von Zürich und Speicher (Kt. App. A.-Rh.), in Zürich: „Die Bedeutung des Schweigens beim Vertragsabschluß nach schweizerischem Recht.“
- Schwarzenbach, Hans, von Thalwil (Kt. Zürich): „Die englische Ziviljury.“
- Spitzer, Gerd, von Zürich: „Das Postgeheimnis.“
- Wegmann, Fritz, von und in Zürich: „Der Leibrentenvertrag im Schweizerischen Obligationenrecht.“
- Wespi, Peter, von Ossingen und Schönenberg (Kt. Zürich), in Illnau: „Die Beschwerde in Grundbuchsachen.“
- Zingg, Walter, von Bischofszell (Kt. Thurgau): „Das Problem der Unterschlagung vertretbarer Sachen im schweizerischen Recht.“

b) Doktor der Volkswirtschaft.

- Schihin, Louis, von Basel, in Höngg: „Sozial-politische Ideen im schweizerischen Katholizismus. Die Anfänge (1798—1848).“
- Stör, Theodor, von Winterthur und Zürich: „Theoretische und empirische Untersuchungen zur Kaufkraftparitätentheorie Gustav Cassels.“
- Wiesendanger, Albert, von Winterthur: „Die steuerpolitische Gesinnung des Basler Volkes.“
- Zwicky, J. Friedrich, von Zürich: „Public Utilities.“

Von der medizinischen Fakultät:

- Anderhub, Vital, von Eschenbach (Kt. Luzern): „Über Multiplizität primärer bösartiger Geschwülste. (Kasuistischer Beitrag zum Auftreten von Primärkarzinom des Magens 13 bzw. 10 Jahre nach radikaloperiertem Uterus-Ca.)“
- Appelbaum, Henry, von New York: „Beitrag zum Vitamin C-Stoffwechsel bei Tumorpatienten.“
- Barnett, Jack, von New York: „Neuroblastoma Sympathicum der Nebenniere bei Erwachsenen.“
- Güttinger, Max, von Zürich: „Die idiopathische aseptische Meningitis an der Medizinischen Klinik Zürich von 1923—1935.“
- Pagani, Antonio, von Ligornetto (Kt. Tessin): „Radiotherapeutische Erfahrungen bei bösartigen Geschwülsten der oberen Luft- und Speisewege mit regionären Lymphknotenmetastasen.“
- Pfister, Alwin, von Uster, in Stäfa: „Beobachtungen an eineiigen Zwillingspaaren.“
- Schwyter, Fritz, von Näfels (Kt. Glarus): „Immunisierungsversuche durch Inhalation und Injektion bei Milzbrand. Experimenteller Beitrag zur Frage der Immunisierung auf dem Luftwege.“
- Selinger, Bernard, von New York (USA.): „Das geburtshilfliche Vorgehen bei Frauen mit dekompensiertem Herzfehler am Ende der Schwangerschaft oder unter der Geburt.“
- Wyler, Werner, von Ober-Endingen, in Baden (Kt. Aarg.): „Erfahrungen mit der diätetischen Behandlung des Säuglingsektzems in der Zürcher Universitäts-Kinderklinik.“
- Zeilegold, Milton, von New York: „Über Wirbelkoalitionen im Bereiche der Halswirbelsäule (Klippel-Feil-Syndrom).“

Uni-Ball

11. Februar 1938 · Beginn 21 Uhr

GRAND HOTEL DOLDER

4 Kapellen

Swiss Collegians + Fred Werthemann + Orchester Parisette

Dolder Hauskapelle

Attraktionen

Überraschungen

Budenbetrieb

Freie Fahrt auf Dolderbahn und Autobus

Kein Toilettenzwang

Ein studentisches Fest, an dem kein Kommilitone fehlen darf

EINTRITTSPREISE

	Studenten	Nichtstudenten
Paarkarte	6.—	10.—
Einzelkarte	4.—	6.—

*D*issertationen

drucken innert
kürzester Frist
und fachgemäß

MÜLLER, WERDER & CO.

Buchdruckerei / ZÜRICH / Wolfbachstraße 19

Doktor der Zahnheilkunde.

Krähenbühl, Hans, von Signau (Kt. Bern): „Die Elfenbeinpulverwurzelfüllung in Kombination mit Zement nach Exstirpation und Gangraenbehandlung.“

Von der veterinär-medizinischen Fakultät:

Müller, Ferdinand, von und in Ruswil (Kt. Luzern): „Ein Fall von Chondrodystrophie beim Kalb.“

Von der theologischen Fakultät:

Jacobs, Paul, von Elberfeld, in Opladen (Deutschland): „Prädestination und Verantwortlichkeit bei Calvin.“

Von der philosophischen Fakultät I:

Fäbler, Pio, von Appenzell: „Jakob Schaffner, Leben und Werk.“

Jäckle, Erwin, von und in Zürich: „Rudolf Pannwitz. Eine Darstellung seines Weltbildes.“

Reitter, Lumir, von Winistorf (Kt. Solothurn), in Nieder-Gerlafingen (Kt. Solothurn): „Doppelchorteknik bei Heinrich Schütz.“

Steiger, Jakob, von Henau (Kt. St. Gallen), in St. Gallen: Carl Hiltys schweizerisches Vermächtnis.“

Von der philosophischen Fakultät II:

Bargmann, Valentin, von Berlin: „Über die durch Elektronenstrahlen in Kristallen angeregte Lichtemission.“

Jenny, Rudolf, von Chur: „Die Oberflächenformen und ihr Einfluß auf die Linienführung im Bereich der Bündner Bahnen.“

Renz, Hans, von St. Gallen: „Zur Geologie der östlichen st. gallisch-appenzellischen Molasse.“

Siegrist, Hanna, von Zürich: „Das Lötschental. Eine landeskundliche Darstellung.“

Kunst.

Voranzeigen — Le Corbusier — Impressionisten — Studentenausstellung.

Das Kunsthaus Zürich beginnt am 15. Januar mit einer bedeutsamen, weil seltenen Schau: „Le Corbusier, l'œuvre plastique“. Zum erstenmal wird man in Zürich in größerem Umfang Bilder, Zeichnungen und einzelne Pläne unseres Neuenburger Landsmannes Jeanneret sehen können. Anläßlich des Vernissage wird Dr. S. Giedion unter dem Titel „Le Corbusier als Einheit“ eine kurze Einführung geben. Sodann aber gedenkt das Kunsthaus, den modernen Meisterarchitekten in einer besonderen Abendveranstaltung zu würdigen, an der Maurice Raynal über „l'œuvre plastique de Le Corbusier“ und Le Corbusier selbst über „l'événement créateur“ sprechen werden.

Die Galerie Aktuaryus pflegt mit besonderer Liebe die Kunst der Impressionisten, und ein guter Teil unserer Kunstliebhaber wird ihr das zu danken wissen. Wieder steht eine Ausstellung der französischen Meister bevor, die am 20. Januar mit einem Vortragsabend eröffnet werden soll und an der der französische Kunstschriftsteller Léon Werth — bekannt durch zahlreiche Aufsätze und Bücher (z. B. über Bonnard) — über „Peinture: cultur mode?“ sprechen wird. Das diesmal als Doppelnummer erscheinende Heft „Galerie und Sammler“ (Aktuaryus) wird zu Anlaß der Ausstellung Artikel über Renoir, Sesley und andere Impressionisten enthalten.

Nicht zuletzt wird die Studierenden beider Hochschulen eine Studentenkunstaussstellung interessieren, für die Herr Prof. Bernoulli in freundlicher

Weise die Räume der Graphischen Sammlung der ETH zur Verfügung gestellt hat. Ein vorzeitiger Rundgang durch die noch nicht fertig gehängte Ausstellung gab mir einen kleinen Einblick in das künstlerische Schaffen und Empfinden unserer Studenten-Künstler. Es war vor allem sehr erfreulich zu sehen, daß sich die Zahl der Aussteller seit dem letzten Jahre bedeutend vergrößert hat. Zwar wird es noch diesen oder jenen geben, der bis heute den Mut noch nicht fand, sich vor die Öffentlichkeit zu wagen; indessen ist es anerkennenswert, daß sich nahezu fünfzig Kunstbegeisterte eingefunden haben; stellt es doch einem modernen Studenten, dessen Freizeit bemessen ist, ein schönes Zeugnis aus, wenn er sich neben seiner meist einseitigen Facharbeit zu künstlerischer Betätigung aufrafft. Interessant ist die Feststellung, daß nahezu zwei Drittel der ausgestellten Bilder landschaftliche Motive behandeln und nur in den wenigsten Fällen thematische oder abstrakte Themen zeigen. Leider scheint auch die Plastik ein Stiefkind der studentischen Künstler zu sein.

Herrn stud. med. Keller, dem Hauptinitianten und Mitarbeiter der Ausstellung, wollen wir auch an dieser Stelle für sein verdienstliches Werk bestens danken. G. F.

Bücherbesprechungen.

Jakob Burckhardt als politischer Publizist. Mit seinen Zeitungsberichten aus den Jahren 1844/45 und einer Einführung von Emil Dürr. Zürich 1937.

Wenn schon Jakob Burckhardt viel zu wenig gelesen wird — dieses kleine Buch wird sich mancher holen. Zusammen mit der wirklich interessanten Zeitskizze von Dürr erhält der Leser aus dieser Publikations-sammlung ein äußerst drastisches Bild von der Zeit der Geburtswehen der Bundesverfassung von 1848, und was besonders interessieren sollte: der persönlichen Stellungnahme Burckhardts in der Tagespresse zu all den interessanten Ereignissen jener bewegten Zeit. Franz Steinbrüchel.

Anton von Castelmur: Der alte Schweizerbund. (Eugen-Rentsch-Verlag, Erlenbach (Zürich).)

Man weiß nicht, wem man mehr Lob spenden soll: dem Verfasser Anton von Castelmur, dem Zeichner Pierre Gauchat oder — last not least — dem Verleger. Auf jeden Fall ist hier ein Werk entstanden, das durch seine äußere und innere Gedicgenheit mit vollem Recht zu einem der schönsten Denkmäler unserer Landesgeschichte gezählt werden darf. Von den ersten Freiheitsbriefen, die den Eidgenossen die ersehnte Reichsfreiheit brachten, bis zur offiziellen Anerkennung der Eidgenossenschaft durch die Großmächte im Westfälischen Frieden von 1648, d. h. bis zum Zeitpunkt, wo die Schweiz „de jure“ als selbständiger Staat anerkannt wurde, wird uns hier an Hand der wichtigsten Dokumente Ursprung, Aufbau und Entwicklung des Schweizerbundes in allgemein verständlicher Form vor Augen geführt. Ein eindrückliches Wort von Bundesrat Philipp Etter „Die hohe schweizerische Sendung“, das sich insbesondere an die Jugend richtet, und ein ausführlicher, mit photographischen Aufnahmen illustrierter Beitrag von Dr. Paul Hilber über das neue Archivgebäude in Schwyz, wo die vaterländischen Schätze nunmehr eine bleibende Stätte gefunden haben, geben dem schönen Buch den schönen Rahmen.

Otto Wirz: Rebellion der Liebe. (Eugen-Rentsch-Verlag, Erlenbach (Zch.) und Leipzig.)

Der kategorische Imperativ vom Buch, das in jedes Schweizer Haus gehöre, hat schon für so manches Machwerk erhalten müssen, daß er nachgerade mit etwelcher Vorsicht aufzunehmen ist. Alle diejenigen, die sich ernsthaft und zielbewußt für Schweizer Art und Kunst einsetzen, werden

daher mit berechtigter Skepsis dieser Anpreisung, die manchmal mehr dem helvetischen Geschäftsgeist als der Vaterlandsliebe entspringt, begegnen; denn, wie gesagt: das gute Schlagwort ist häufig genug für jene schlechten Heimweggeschichten und Thé dansant-Romane mißbraucht worden, in denen oft der Ort der Handlung und ein paar derbe Dialektworte eines im übrigen reichlich tirolerisch anmutenden Volksschlages das einzige Schweizerische waren.

Mit um so größerem Nachdruck möchte ich daher auf ein Werk eines Dichters hinweisen, das eine große Lesergemeinde — und hoffentlich nicht nur in der Schweiz — verdient. Der Berner Otto Wirz hat uns zu seinem sechzigsten Geburtstag mit einem kleinen geistreichen und graziösen Roman beschenkt und, man darf wohl sagen, überrascht; denn daß dem schwerblütigen und eigenwilligen Dichter der „Gewalten eines Toren“, „Geduckte Kraft“ oder „Prophet Müller zwo“ auch ein Scherz in solch heiterer Tonart gelänge — und wie es ihm gelungen ist! —, hat man nicht erwartet. Es ist, als ob uns der Dichter an der Schwelle des siebten Jahrzehntes beweisen wollte, daß er auch über herzhafte Töne in Dur verfügen könne, und so ist denn dieser frohmütige und schalkhafte Briefroman eine einzige köstliche Angelegenheit vom ersten bis zum letzten Wort. Sie: ein junges Mädchen, das Matur gemacht hat, „aber anmaßender sein könnte als weniger umfangreich gebildete Mädchen“, spottlustig und rührend zugleich und überdies eine gute Schwimmerin. Er: älterer Artillerieoberst, und was für einer! Dazu würzige Sommerluft an den Ufern jener herrlichen Seen, die zwischen den Alpen und dem Jura liegen, ein paar unblutige Gänge in den geistigen Turnieren, die sich die beiden liefern, und dieses und jenes Anmutige noch, bis — ja bis die Mutter des Obersten berichten kann, daß die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen seien. Worauf man trotz der freudigen Nachricht bedauert, daß der Vorhang bereits fallen muß. **Fritz Tschudi,**

Bibrakte. Ein Drama von A. H. Schwengeler (im Volksverlag Elgg, 1937).

Der Gegenwart durch die Darstellung geschichtlicher Ereignisse, welche ihren Ursprung in Verhältnissen nahmen, wie sie auch heute bestehen, einen kritischen Spiegel vorzuhalten, ist verlockend; beim Lesen von Schwengeler's neuem Werk, obzwar es wohl kein reines Schlüsseldrama sein will, zieht man immer wieder Vergleiche mit der Gegenwart, mit den heutigen politischen und geistigen Strömungen.

Ein Volk verläßt seinen Boden; von ehrgeizigem Führer verleitet, überläßt es seine angestammte Heimat dem Chaos; vom falschen Führer betört, weicht es feige dem Drucke der Feinde, die lange schon mit ihrem Einfall drohen, um in ein „besseres“ Land zu ziehen. Der Auszug der Helvetier nimmt sein tragisches Ende bei Bibrakte, denn „ein Volk, das nicht mehr stark genug ist, um selber seinen Lebensraum zu schützen, muß untergehen“; und der siegreiche Caesar schickt die Überlebenden heim, indem er sie an ihre Aufgabe als Volk erinnert, kämpfend der Heimat die Treue zu halten, und ihnen zugleich eine neue Mission gibt: Hüter des Friedens zu sein.

Nach seinem „Rebell in der Arche“, einem Drama um den Glauben an Gott, hat Schwengeler nun den Glauben eines Volkes an sich selbst dramatisch behandelt, und es ist ihm nach unserer Ansicht gelungen, das Ringen der Kräfte um die Zukunft einer Nation überzeugend darzustellen. Und so kommt es, daß seine in einfache und darum um so eindrucklichere Worte gefaßten Gedanken ein allgemeines Interesse beanspruchen dürfen, das über unser schweizerisches Interesse an der Geschichte der Helvetier hinausgeht. Aus diesen Gründen sehen wir einer Aufführung von „Bibrakte“, die ein neues Moment in das dramatische Leben der Schweiz bringen wird, mit besonderer Spannung entgegen. **E. M.**

Sylvia Townsend Warner, Summer will Show, London 1936. S. T. Warner war vor der Publikation dieses letzten, längeren Romans bekannt durch ihre fanatisch-romantischen Erzählungen in der Art eines David Garnett.

Neben seinem „Lady into Fox“ steht ihr „Lolly Willowes“, wo die Dame sich nicht in einen Fuchs, sondern in eine Hexe verwandelt. Beide drücken auf diese Art ihren Widerwillen gegen die Konvention aus, gegen die herrschenden Lebensumstände, unter denen die society, besonders die Damen, leben. Garnett ist leichter, S. T. Warner fanatischer. In ihrer Romantik findet sich keine Spur von Sentimentalität: sie ist skeptisch, oft hart und gefühllos.

Obwohl ihr neues Buch „Summer will Show“ dem Inhalt nach ein historischer Roman ist, fehlt auch diesem Werk der fanatische Zug nicht. In der Umhüllung einer äußerst konventionell gehaltenen Erzählung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts ist schon der Anfang bizarr und exzentrisch: Die junge Engländerin Sophia Willoughby, von ihrem unwürdigen Manne verlassen, leitet mit fester Hand ihr Gut. Sie scheint befriedigt und fühlt sich die Königin ihres Besitzes. Dann treffen sie die Schicksalsschläge: Die Kinder sterben, das Gut hat keinen Erben. Der Sinn ihres Lebens scheint dahin. War es Mutterliebe oder Machtgier, die ihre Liebe aufrecht erhielt? Sie wird sich darüber klar, daß ihre Mutterliebe nicht mehr als ein tierischer Instinkt war. Ihr Leben ist jetzt trotzdem leer. Die Kirche: der Pfarrer und seine sentimentale Gattin können sie nicht trösten. Versuche, am Leben der society ungezwungen teilzunehmen, scheitern: Sophia fühlt, daß nichts sie mit diesen Damen und Herren verbindet. Eine Jagd ist für sie ein Rendezvous mit dem Fuchs: Züge von „Lolly Willowes.“ Hauptmotiv ist die Sinnlosigkeit des Lebens der Reichen: Sauberkeit und Ordnung sind nur eine dünne Deckschicht der Härte und Selbstsucht.

Die Sympathie der Autorin gilt, das zeigt sich besonders im zweiten Teil des Buches, dem Kommunismus: weniger aus Sehnsucht nach sozialer Gerechtigkeit — wenn auch ihre Ehrlichkeit und ihr Rechtsgefühl in diese Richtung zeigen —: es ist der Ekel vor dem leeren Leben der Gutsituierten. Der revolutionäre Geist des Buches geht hervor aus dem Aufstand der Reichen, Mächtigen, vom Schicksal Begünstigten gegen die Beschränkungen durch die Umstände, in denen sie zu leben gezwungen sind.

Ironie ist die Waffe, die mit großer Sicherheit gegen die hochmütigen „besseren Stände“ gehandhabt wird, Ironie ist die Waffe des Enttäuschens, der mit klarem Verstande die Inkonsequenz jeder Situation deutlich macht und mit spottendem Lächeln darüber hinweggeht.

Das Buch gibt ein Bild der Zustände in England vor 1850, wir erleben die Julirevolution. Dies alles ist klar und ansprechend geschildert. Die Hauptsache scheint mir aber, daß die Autorin die Enge der ironischen Lebenshaltung der Sophia erkennen läßt. Sophia kommt nach Paris, um mit ihm dort lebenden Gatten kurze Zeit zusammen zu sein. Sie lernt seine Mätresse, eine ältere Jüdin, Raconteuse, Künstlerin, kennen und läßt deren humanisierenden Einfluß auf sich wirken. Selbst wenn das Buch im übrigen ein Fehlschlag wäre, wäre es lesenswert wegen der ursprünglichen Gestalt dieser Minna, die durch ihr Wesen und ihre Kunst — einige eingefügte Rezitationen aus ihrem eigenen Leben zeigen diese — Sophia in ihren Bann zu ziehen weiß. Sophia sieht in der Revolution ein Gemisch von Begeisterung, Naivität und Gewinnsucht. Minna bringt ihr aber eine andere Ansicht bei und läßt sich ihr ganzes Leben vor Augen führen. Die Bekehrung der skeptischen Engländerin zur Kommunistin, ihre Anteilnahme, ihr Bewußtsein eines Lebensinhaltes —, das alles ist akzeptabel. Aber die Stärke des zweiten Teils liegt besonders im Charme der häßlichen Jüdin, so warm lebend, so echt und ohne jede Idealisierung gegeben, und in ihren Erzählungen.

Die schwachen Seiten des Buches sind typisch für eine gewisse Richtung des Intellektualismus. Es gibt Momente, wo das reine Wissen in den Vordergrund tritt und doch nicht hingehört. Auch finden sich störende Gefühllosigkeiten. Wozu dient z. B. die Gestalt des unehelichen Neffen der Sophia und sein tragisches Ende? Die Feindschaft und die Verständnislosigkeit

keit gegenüber der Kirche findet ihre Ursache in der Haltung vieler Modernen (nicht nur Kommunisten), die die Äußerungen der Religion und ihrer Vertreter mit dem Ding selbst verwechseln.

Durch die Person der Autorin und die Originalität der Konzeption ist dieser Roman sicher lesenswert.

Max Brod, Franz Kafka. Eine Biographie. Prag 1937. Kafka lebt so stark in seinen Büchern, daß man ihn unwillkürlich mit dem autobiographischen Traumleben seines Helden K. oder „Karl“ identifiziert. Aber es gibt natürlich auch einen andern Kafka. Darum ist die Biographie von Max Brod eine Ergänzung des Wissens um K., die schon durch die Freundschaft beider von Interesse ist. In einer Hinsicht enttäuscht uns das Werk: Wir finden viel „Wahrheit über Kafka“, die dieser uns in seiner Prosa schon deutlicher und genialer enthüllt hat. „Das bessere Bild geben seine Werke“ schrieb Albrecht Dürer unter sein Erasmusbild. Das gilt auch von Brods Arbeit.

Die Freundschaft: Kafka ist der Gebende, Brod gibt das durchaus zu. Aber doch will er immer wieder zeigen, daß er Kafka beeinflusst hat. Kafka hat augenscheinlich, besonders in der ersten Zeit, viel auf das Urteil Brods gehalten. Warum? Das Buch sagt es nicht. Brods „Göttliche Garbo“ und „Annerl“ zeigen einen Autor zweiten Ranges. Kafka war das sicher nicht.

Brod ist Fachmann der Literatur. Sobald er über seine Arbeit schreibt, wird er tiefernt, Kafka hätte sicher nicht ohne seinen feinen Humor über „Die Literatur“ geschrieben. Brod macht oft den Eindruck, er sei der Manager Kafkas gewesen, der ihn eigentlich erst zur Publikation anleitete. Ernsthaft und mit einiger Selbstzufriedenheit stellt Brod dies fest. Vielleicht ist dies zu tadeln; immerhin danken wir Brod die gewissenhafte Herausgabe der Werke Kafkas, gegen dessen Willen. Ob mit Recht, darüber steht keinem das Urteil zu.

Ein eigenartiger Dualismus von Pietät und Eitelkeit: sicher ist, daß die Freundschaft allererst in menschlicher Hinsicht, nicht in literarischer, für Kafka wertvoll war.

„Man muß sich auf das beschränken, was man unbedingt beherrscht.“ Dieses Wort Kafkas gilt sicher auch für Brod. Wie könnte der Rhetor Brod den konkreten, aller Allegorie abholden Kafka mit einem Glorienschein umgeben?

Trotzdem: Brod gibt genug, um diese Biographie zu einer wertvollen Ergänzung der Werke zu machen. Wir erfahren interessante biographische Tatsachen. Im Anhang finden sich einige unveröffentlichte Schriftstücke Kafkas.

Einige kurze Hinweise.

Neben den schon angeschafften Werken über van Gogh — Die Reproduktionensammlung des Phaidonverlags, seine Briefe, die Biographie Irving Stones, *Lust for Life* — ist für die Studentenbibliothek angeschafft:

Briefe an den Maler Anthon van Rappard, eine Korrespondenz zweier ungleich gerichteter Künstler, die uns wiederum die tiefe Problematik van Goghs zeigen.

Die Novelle von **F. Tümler, Das Tal von Lausa und Duron** darf mit Recht als eine schriftstellerische Tat bezeichnet werden. Es zeugt von großer Begabung, wenn ein Autor einen Stoff, aus dem ein anderer einen verworrenen und sentimentalen Roman gemacht hätte, in wenigen Seiten und in diesem Stil zusammenfassen kann.

In seinem neuen Buch **Begegnung**, das weniger dramatisch gestaltet ist als „Die Sündigen“, zeigt **F. Körmendi** wiederum, daß er wie kaum ein zweiter Autor des Kontinents berufen ist, den psychologischen Roman des 19. Jahrhunderts in neuer Form weiterzugeben.

H. ten Doornkaat.

NEUANSCHAFFUNGEN DER STUDENTENBIBLIOTHEK.

Dezember 1937.

- Stud. A 2915 Das Bruegel-Buch.
2916 Alexander, Edg.: Der Mythos Hitler.
2917 und a) Fallada, H.: Wolf unter Wölfen.
2918 Stresau, H.: Joseph Conrad.
2919 Gogh, V. v.: Briefe an den Maler Anthon van Rappard.
2920 Vervoort, P.: Ein Paar Stiefel laufen zum Himmel.
2921 Gunnarson, G.: Der graue Mann.
2922 Lienert, M.: Bergkirschen.
2923 Schenzinger, K. A.: Anilin.
2924 Frisch, M.: Antwort aus der Stille.
2925 Tumler, F.: Das Tal von Lausa und Duron.
2926 Ortega y Gasset, J.: Stern und Unstern.
2927 Horvath, Oe. v.: Jugend ohne Gott.
2928 Rachmanowa, A.: Tragödie einer Liebe.
2929 Landolt, E.: Das Opfer.
2930 Körmendi, F.: Begegnung.
2931 Capek, K.: Der Krieg mit den Molchen.
2932 Werfel, F.: Höret die Stimme.
2933 Strawinsky, I.: Erinnerungen.
2934 Schaeffer, A.: Aphaia.
Stud. B 461b Valery, P.: Variété III.
Stud. C 233 Wilder, Th. N.: The Cabala.
234 Sassoon, S.: Sherston's progress.

Für die Bibliothekskommission: **H. ten Doornkaat**, theol.

Redaktionsschluß: 2. Februar.

Die nächste Nummer erscheint Mitte Februar.

Zuschriften sind an den Redaktor des „Zürcher Student“:
Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1, zu richten.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.



CONFISERIE
TEA-ROOM

3 Minuten von der E. T. H.
Universitätstr. 40 + zum „Haldenbach“